

Gerhard Zenaty
Adoleszente Identitätsbildung unter
postmodernen Lebensbedingungen:
Neue Freiheit oder Identitätsdiffusion?

I. Grundthesen

1.) Psychoanalyse als Erfahrungswissenschaft unterliegt den historisch-kulturellen Bedingungen ihrer Zeit – ihre Befunde und Theoretisierungen sind Ausdruck und Symptom dieser Zeitumstände. Eine Psychoanalyse, die sich dieser Tatsache gegenüber verschließt, ihre einmal gewonnenen Ergebnisse ontologisiert, wird auf ihrem kulturkritischem Auge blind und auf kurz oder lang auch auf ihrem klinischen. Die Gefahr ist die einer Naturalisierung kulturell erzeugter Phänomene.

2.) Der Begriff der „Identität“, von Erikson in die Psychoanalyse eingebracht, ist Symptom für eine Krise – daß „Identitätsbildung“ unter spätindustriellen Lebensbedingungen problematischer wird. Das Identitätsthema bündelt in paradigmatischer Form die Folgen aktueller Modernisierungsprozesse für die Subjekte.

3.) Der Begriff Identität bedarf einer grundsätzlichen Differenzierung: zu unterscheiden ist eine universell-anthropologische und eine kulturell-spezifische Dimension; universell: es geht in jedem Menschenleben um das Herstellen einer Passung zwischen subjektivem Innen und dem gesellschaftlichen Außen, das ist die anthropologische Grundaufgabe des Menschen. Aber diese Passungsaufgabe ist in heißen Kulturen dramatischer.

4.) Die Phase der Adoleszenz ist wie keine andere Entwicklungsphase den jeweiligen kulturellen Bedingungen ausgesetzt, geht es doch in ihr um das Verlassen des „Elternhauses“ und um den Eintritt in die „Gesellschaft“; folglich werden sich dort kulturelle Veränderungen am stärksten auswirken.

5.) Das klassische psychoanalytische Konzept der Adoleszenz ist zu erweitern, insbesondere auf die Dimensionen des „Narzißtischen“ hin; aber auch die phasenspezifische Eingrenzung der Identitätsproblematik auf die Adoleszenz muß aufgegeben werden.

6.) Soziologie und Kulturwissenschaften liefern empirische Befunde zur Identitätsbildung in spätindustriellen Gesellschaften. Die Psychoanalyse

sollte diese zur Kenntnis nehmen, ihre eigenen unter hochspezifischen Umständen gewonnenen Erfahrungen dazu in einen kritischen Dialog bringen.

II. Leben unter postmodernen Bedingungen – kulturtheoretische und soziologische Befunde

a.) Postmoderne Zeitdiagnosen – der zersplitterte Spiegel der Kohärenz

Identitätsbildung ist zunächst als ein subjektiver Konstruktionsprozeß zu begreifen, in welchem es darum geht, daß das Individuum eine Passung von innerer und äußerer Welt findet. Die Grundfrage all dieser Zeitdiagnosen, die auf den Begriff der Identität hin fokussiert sind, ist nun, inwiefern sich dieser Prozeß unter kulturellen Bedingungen der Individualisierung, Pluralisierung und Globalisierung verändert.

Die Einschätzungen schwanken – auf der einen Seite stehen die Vertreter einer „radikalen Postmoderne“, die überhaupt ein „Loblied auf die Identitätslosigkeit“ (Horx 1987, 143) anstimmen, die eine Überwindung „(...) der Sucht nach Identität, die die tiefste der unbewußten Programmierungen zu sein“ scheint (Sloterdijk 1983, 156), die uns die Moderne als überflüssige Erblast hinterlassen hat, ausgehen. Auf der anderen Seite stehen die besorgten Vertreter eines Projekts der Moderne, die die fortschreitenden Individualisierungsprozesse zum einen als Gefahr gesellschaftlicher Entsolidarisierung, zum anderen auch als Überforderung an die Kräfte des Subjekts, angesichts beschleunigter Enttraditionalisierung das notwendige Maß an Integrität, innerer Sicherheit, persönlicher Kontinuität und Autonomie entwickeln und aufrechterhalten zu können, sehen.

So lesen wir bei Zygmunt Bauman, einem der profiliertesten Vertreter einer „fröhlichen Postmoderne“, daß die gesellschaftlichen Freisetzungprozesse die Menschen endlich in die Lage versetzt hätten „ihre festen Behausungen zu verlassen“; sie seien jetzt „Vagabunden, Nomaden, Flaneure“ (Bauman 1997, 133). Bauman spricht von der „Chamäleon-Identität“, verwendet die Metapher des „Videobandes“, „leicht zu löschen und wiederverwendbar“. Ein solches „flexibles Ich“ kennt zwar schon noch Ängste – diese postmodernen Ängste bezögen sich aber einzig auf das Festgelegtwerden, was Baumann dann als „Fixeophobie“ bezeichnet (Bauman 1995, 22).

Der renommierte amerikanische Kulturphilosoph Richard Rorty meint, die typische heutige Subjektverfassung sei „ein Netz aus kontingenten Beziehungen, ein Gewebe, das sich rückwärts in die Vergangenheit und vorwärts in die Zukunft erstreckt, (es) tritt an die Stelle einer geformten, einheitlichen, gegenwärtigen, unabhängigen Substanz, die die Möglichkeit bot, stetig und als Ganzes gesehen zu werden.“ (Rorty 1989, 80) Es gelte „alles menschliche Leben als das immer unvollständige Neuweben eines solchen Netzes zu denken“ (Rorty 1989, 80f)

Warum ist eigentlich das Identitätsthema so aktuell? Aus den Analysen vieler Kulturforscher und Soziologen läßt sich die Überzeugung ablesen, daß das Identitätsthema wie kein anderes in paradigmatischer Form die Folgen aktueller Modernisierungsprozesse für die Subjekte bündelt. Der wissenschaftsgeschichtliche Hintergrund ist die spätestens seit den 90er Jahren stürmische soziologische Debatte um die „Reflexive Moderne“ (Beck).

Worum geht es in dieser Debatte? Im Kern steht nicht weniger auf dem Spiel als das implizite Subjektverständnis der klassischen Moderne: das autonome, männliche Subjekt, das kognitive Kontrolle über seine äußere und innere Natur ausüben kann und soll. Diese Identitätskonstruktion des neuzeitlichen Subjekts wurde und wird von der „Dialektik der Aufklärung“ geprägt, wie sie von Horkheimer/Adorno paradigmatisch in ihrem gleichnamigen Buch analysiert worden ist. Einerseits war/ist dieses Subjekt bestimmt vom Anspruch der Aufklärung, sich aus der „selbstverschuldeten Unmündigkeit“ (Kant) zu befreien, das „eigene Maß“ (Herder) zu finden, andererseits etablierte sich eine neue bürgerliche Herrschaftsordnung, die subtiler als ältere Vorläufer auch in der Lage war, die innere Natur des Menschen zu versklaven. – Adorno/Horkheimer: „Furchtbares hat die Menschheit sich antun müssen, bis das Selbst, der identische, zweckgerichtete, männliche Charakter des Menschen geschaffen war“. (Horkheimer/Adorno 1969, 33)

Bei Adorno/Horkheimer tritt uns das bürgerliche Subjekt in seiner „häßlichen“ Gestalt entgegen: dieses Selbst steht für Zwang, Gewalt, Unterwerfung, Entfremdung. – Ihre Diagnose der weiteren kulturellen Entwicklung führt nun einerseits dazu, daß sie annehmen, daß sich die Gefahrendimensionen für ein gelingendes Leben weiter verschärfen, die objektiven Voraussetzungen für selbstbestimmtes Leben weiter zerstört werden, andererseits drücken sie aber auch Hoffnung aus; sie sehen Chancen für ein „Ende des Identitätszwanges“ (275): „Das befreite Ich, nicht länger

eingesperrt in seiner Identität, wäre auch nicht länger zu Rollen verdammt.“ (273) – Adorno sieht später sogar die Chance, daß Individuen „ohne Angst verschieden sein können“. (Minima Moralia 1980, 114)

Die Vertreter der Postmoderne unterstellen nun, daß unter gegenwärtigen Lebensbedingungen in spätindustriellen Gesellschaften „jede gesicherte oder essentialistische Konzeption der Identität, die seit der Aufklärung den Kern oder das Wesen unseres Seins zu definieren und zu begründen hatte, der Vergangenheit angehört.“ (Hall 1994, 181)

Postmoderne dekonstruiert dabei so gut wie alle als zentral und substantiell erachteten Begriffe moderner Identitätsbildung wie Einheit, Kontinuität, Kohärenz, Entwicklung zugunsten von Kontingenz, Diskontinuität, Fragmentierung, Bruch, Zerstreuung, Übergang, Reflexivität. Wenn Identitätsbildung überhaupt noch als notwendig anerkannt wird, dann als ein Prozeßgeschehen beständiger und alltäglicher, das heißt lebenslänglicher Identitätsarbeit. So gesehen könnte man vom „zersplitterten Spiegel der Kohärenz“ (Keupp 1999, 86f.) sprechen.

Jeder Versuch, ein menschliches Leben als Ganzes zu sehen, sei heute zum Scheitern verurteilt. Nach Lévi-Strauss ist in traditionellen Gesellschaften die Inkohärenz eines Subjekts einfach kein Problem, da der gesellschaftliche Code weitestgehend stabil und umfassend ist. Das Individuum in vormodernen Gesellschaften brauchte gewissermaßen keinen inneren Zusammenhang zu produzieren, da die Kultur ihn zur Verfügung stellt. – Demgegenüber haben heute die „Kernbereiche“ von Identität (im Blick der Soziologen nationale, ethnische, soziale, Berufs-, Geschlechts- und Körperidentität) ihre quasi „natürliche“ Qualität als Identitätsgarantien verloren. Selbst der Körper ist heute technischen und biomedizinischen Maßnahmen ausgesetzt, sodaß er sehr viel mehr als früher nicht bloß materiale Hülle, sondern ein in wachsendem Maße gestaltbares Referenzschema für Identität wird: er wird gestaltet, dekoriert, trainiert, zurechtgeschneidert.

Wichtig erscheint mir in diesem Kontext noch, daß im Unterschied zum vornehmlich skeptisch-bedrohlichen Szenario von Adorno/Horkheimer die Vertreter der Postmoderne die positiven „Freisetzungsaspekte“ dieser gesellschaftlichen Dynamik betonen. Als Beispiel für diese andere Bewertung sei auf das „kreative Dissoziieren“ hingewiesen, wobei eine vorschnelle Pathologisierung abgelehnt wird. Träumen, Phantasieren, das Übernehmen sozialer Rollen, die Projektion von negativen oder positiven Aspekten des eigenen Selbst auf andere, praktisch alle Abwehrmechanis-

men – Dissoziation so verstanden wäre als ein sozialer Steuerungsmechanismus zu sehen, der uns befähigt, die Integrations- und Kohärenzarbeit auf das Unverzichtbare zu beschränken, ansonsten mit Ich- oder Identitätsfragmenten zu leben, mit Unfertigem und Unabgeschlossenem – dies wäre als eine gelungene Anpassung an veränderte Lebensbedingungen zu sehen.

Als Vertreter einer solchen Identitätskonzeption sei auf den Amerikaner Robert Lifton verwiesen, der vom „proteischen Selbst“ spricht: „Wir werden zunehmend fluid und vielseitig. Ohne daß es uns so klar wäre, haben wir ein Selbstgefühl entwickelt, das der Rastlosigkeit und dem Fluß unserer Zeit entspricht. Dieser Seinsmodus unterscheidet sich radikal von früheren und befähigt uns zu kontinuierlicher Exploration und zu persönlichem Experimentieren.“ (Lifton 1993,1) Lifton distanziert sich von den radikalen Vertretern der Postmoderne, die Phänomene der Veflüssigung als Indiz für ein Überflüssigwerden von Kohärenz- und Identitätsbildung ansehen. „Ich würde im Gegenteil behaupten: Der Proteismus enthält eine Suche nach Authentizität und Sinn, eine formsuchende Behauptung des Selbst (...) Das proteische Selbst versucht sowohl flüssig als auch geerdet zu sein, wie dürftig diese Kombination auch immer sein mag.“ (Lifton 1993, 8f.)

Abschließend in dieser Einleitung möchte ich auf die Thesen von zwei Soziologen zu sprechen kommen, die in Europa beziehungsweise den USA die Debatte um eine soziologische Zeitdiagnose in den letzten beiden Jahrzehnten wesentlich mitbestimmt haben, auf Ulrich Beck und Richard Sennett.

Ulrich Beck hat die These von der fortschreitenden „Individualisierung“ als wesentlichem Gestaltungszentrum gesellschaftlicher Entwicklung innerhalb der „Zweiten Moderne“ populär gemacht. In einem seiner späteren Artikel kommt Beck auf diesen Gesichtspunkt zurück und versucht die zahlreichen Mißverständnisse, was denn mit „Individualisierung“ eigentlich gemeint ist, aufzuklären: „(...) nicht Atomisierung, Vereinzelung, nicht Beziehungslosigkeit des freischwebenden Individuums, auch nicht (was oft unterstellt wird) Individuation, Emanzipation, Autonomie.“ (Beck 1999, 304)

Beck versucht Individualisierung positiv zu fassen, indem er drei Dimensionen eines gesellschaftlichen Prozesses unterscheidet, der die (erste und zweite) Moderne prägt:

1.) die „Freisetzungsdimension“, welche die Herauslösung aus histo-

risch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen im Sinne traditionaler Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge meint;

2.) die „Entzauberungsdimension“, also den „Verlust von traditionellen Sicherheiten in Bezug auf Handlungswissen, Glauben und leitende Normen“;

3.) die „Kontroll- und Reintegrationsdimension“, die sich „auf eine neue Art der sozialen Einbindung bezieht“. (Beck 1986, 206)

Richard Sennett hat in seinem letzten Buch versucht, eine soziologische Analyse der Gesellschaft des von ihm so genannten „flexiblen Kapitalismus“ zu geben. Dieser sei im Vergleich zur vorhergehenden gesellschaftlichen Formation durch den Abbau von Strukturen, die auf Langfristigkeit und Dauer angelegt sind, gekennzeichnet. An ihre Stelle treten „netzwerkartige Gliederungen“, die „weniger schwerfällig“ seien als „starre Hierarchien“ – bedeutsam würden Beziehungsformen, die durch die „Stärke schwacher Bindungen“ charakterisiert sind (Sennett 1998, 27). Granovetter meint, „daß flüchtige Formen von Gemeinsamkeit den Menschen nützlicher seien als langfristige Verbindungen, zum anderen, daß starke soziale Bindungen wie Loyalität ihre Bedeutung verloren hätten“. (Granovetter 1982, 28)

Interessant ist nun, daß diese Freisetzung eine eigenwillige Dialektik in Gang setzt.

Eine der unbeabsichtigten Folgen des modernen Kapitalismus ist die Stärkung des Ortes, die Sehnsucht der Menschen nach Verwurzelung in der Gemeinde. All die emotionalen Bedingungen modernen Arbeitens beleben und verstärken diese Sehnsucht: die Ungevißheiten der Flexibilität; das Fehlen von Vertrauen und Verpflichtung; die Oberflächlichkeit des Teamworks; und vor allem die allgegenwärtige Drohung, ins Nichts zu fallen, nichts aus sich machen zu können, das Scheitern daran, durch Arbeit eine Identität zu erlangen. All diese Bedingungen treiben die Menschen dazu, woanders nach Tiefe und Bindung zu suchen. (Sennett 1998, 190)

Diese Suche nach Verortung nimmt häufig die Form eines regressiven und aggressiven „Wir“ an, das sich gegen Immigranten und andere Außenseiter richten kann.

Sennett beschreibt die seines Erachtens für diese gesellschaftlichen Gegebenheiten (von wenig Sicherheit und Kontinuität) „passende Subjektstruktur“ folgendermaßen: „Ein nachgiebiges Ich, eine Collage aus Fragmenten, die sich ständig wandelt, sich immer neuen Erfahrungen öffnet – das sind die psychologischen Bedingungen, die der kurzfristigen unge-

sicherten Arbeitserfahrung, flexiblen Institutionen, ständigen Risiken entsprechen.“ Eine solche Psyche befinde sich „in einem Zustand endlosen Werdens“, es gäbe „unter solchen Umständen keine zusammenhängende Lebensgeschichte“. (Sennett 1998, 182) – Hier wird nicht weniger als das „Ende der Kohärenz“ beschrieben.

Heiner Keupp, einer der renommiertesten Soziologen deutscher Identitäts- und Jugendforschung, hat in seiner letzten Publikation „Identitätskonstruktionen“ versucht, die Umbruchserfahrungen in spätmodernen Gesellschaften auf zehn wesentliche Gesichtspunkte hin zusammenzufassen:

- 1) Subjekte fühlen sich „entbettet“.
- 2) Entgrenzung individueller und kollektiver Lebensmuster.
- 3) Erwerbsarbeit wird als Basis von Identität brüchig.
- 4) „Multiphrene Situation“ wird zur Normalerfahrung.
- 5) „Virtuelle Welten“ als neue Realitäten.
- 6) Zeitgefühl erfährt „Gegenwartsschrumpfung“.
- 7) Pluralisierung von Lebensformen.
- 8) Dramatische Veränderung der Geschlechterrollen.
- 9) Individualisierung verändert das Verhältnis vom einzelnen zur Gemeinschaft.
- 10) Individualisierte Formen der Sinnsuche. (Keupp 1999, 46)

Diese zehn Erfahrungskomplexe sieht Keupp verdichtet zu einer Grunderfahrung der „ontologischen Bodenlosigkeit“, einer „radikalen Enttraditionalisierung“, dem „Verlust von übernehmbaren Identitätsmustern.“ (Keupp 1999, 47) Die zeitgenössischen Subjekte erleben sich laut Keupp als Darsteller auf einer gesellschaftlichen Bühne, ohne daß ihnen fertige Drehbücher geliefert würden.

b.) Strukturelle Merkmale der Massendemokratie

Im folgenden referiere ich eine persönliche Zusammenfassung der wesentlichen Aspekte einer Analyse der „postindustriellen Gesellschaft“, wie sie von P. Kondylis vorgenommen wurde. (Kondylis 1991, bes. 188f.)

1.) Überwindung der Knappheit der Güter: Für relativ breite Bevölkerungsteile der westlichen Welt scheint die Ära der „Mangelgesellschaft“ überwunden. Es geht hierbei weniger um eine objektive Sicherung von Grundbedürfnissen als vielmehr um den dominierenden gesellschaftlichen Diskurs, der „Überfluß“ suggeriert.

2.) Umfassende Mechanisierung des Alltags: Die Automatisierung und Technisierung der Berufs- und Lebenswelt hat schon lange ein Niveau

erreicht, das dem Einzelnen es als normal erscheinen läßt, im Alltag von vielen Dingen umgeben zu sein beziehungsweise diese auch zu benutzen ohne wirklich zu verstehen wie sie funktionieren.

3.) Beschleunigter technologischer Fortschritt: Ein wesentlicher Aspekt dieser Dynamik ist die Zerstörung des vorindustriell gültigen Ideals eines perfekten Produkts. Damit einher geht ein Bewußtseinsschub in Richtung „alles ist ersetzbar“; „nichts ist von Dauer“; „alt = überholt“ etc.

4.) Atomisierung der Gesellschaft: Die rückblickend als „natürlich“ erscheinenden Lebensverbände (Familie, Großfamilie, Dorfgemeinschaft, zünftische Zugehörigkeiten etc.) sind für den industriellen Fortschritt hinderlich und werden sukzessive abgebaut.

5.) Soziale Mobilität: Ausbildungs- Berufs- und andere soziale Zwänge führen dazu, daß die äußere und *innere* Mobilität größer wird beziehungsweise werden muß. Soziale Kontakte werden damit tendenziell immer flüchtiger, auch die Austauschbarkeit des Einzelnen nimmt objektiv zu.

6.) Verstärkung der egalitären Tendenzen: Diese gesellschaftlichen Entwicklungen haben aber auch demokratieförderliche Wirkungen. Leistung wird immer stärker als einziger Maßstab für soziale Einstufung wirksam. („Ich bin was ich leiste!“)

7.) Der Begriff des bürgerlichen Berufs wird durch den der „Rolle“ ersetzt: Berufe, die eine dauerhafte Identifikation ermöglichen, werden immer seltener. Berufe werden zu „jobs“.

8.) Hedonistische Einstellungen werden stärker: In der Phase des klassischen Kapitalismus dominierten Werte wie Askese, Ausdauer, Selbstdisziplinierung, Überlegenheit des Geistigen/der Vernunft (gegen die maßlosen Triebe). Jetzt fordert die Konsumgesellschaft ein „Recht der Triebe“ auf Befriedigung und Selbstentfaltung – um gesellschaftlich „in“ zu sein, muß ich neben meiner gesteigerten Leistungsfähigkeit auch meine „Genußfähigkeit“ unter Beweis stellen.

9.) Tendenzielle Umkehrung des Verhältnisses von Arbeit und Freizeit: Im öffentlichen Bewußtsein haben Werte der Freizeit die der Arbeit stark relativiert (siehe auch 8). Dies zeigt sich vielleicht am stärksten am neuen Arbeitsethos im tertiären Sektor: Arbeit wird dort definiert als „kreative Improvisation“, als „ernstes Spiel“. (Man kann diesen Wandel freilich auch marxistisch als reines „Überbau-Phänomen“, als Suggestion, als „Ideologie“ = Herstellung von falschem Bewußtsein sehen. Denn es ist offenkundig, daß neben diesen „hedonistischen Werten“ der alte Leistungsdruck, eine fortschreitende Rationalisierung und Instrumentalisierung

weitergeht beziehungsweise sich weiter zuspitzt. So gesehen geraten die Individuen in eine schizophrene Position: sie sollen berufsmäßig funktionieren und optimal leistungsfähig sein – und es soll ihnen auch noch Spaß machen!)

10.) Die „Dienstleistungsgesellschaft“ ersetzt das Bild von Fließband und Entfremdung durch „Kommunikation“. So gelten etwa im zeitgenössischen Bildungswesen die sogenannten „kommunikativen Kompetenzen“ als „Schlüsselqualifikationen“ für ein erfolgreiches berufliches und persönliches Fortkommen. Entfremdungserfahrungen gelten als historisch überwunden und folglich als Ausdruck individuellen Unvermögens.

c.) Identitätsfindung in der Postmoderne – Drei philosophische Identitätskonzeptionen

Es scheint, daß für die gesamte abendländische Philosophie die Frage nach der personalen Identität ein typisches Problem ist. Ich will hier nur einige Stationen der neuzeitlichen Philosophie benennen: Von Descartes' „cogito ergo sum“ über Kants Beziehung von empirischem und transzendentalen Subjekt über Hegels Dialektik von Herr und Knecht (also der Anerkennungsproblematik) bis hin zu Fichtes Theorie der Subjektivität ist das Problem der Identität im Zentrum dieser philosophischen Reflexionen. Modern im Sinne von radikal modern wird die Identitätsfrage im 20. Jahrhundert (spätestens bei W. James und S. Freud, aber auch in der modernen Kunst und folgend in den gesamten Humanwissenschaften), wo der Zweifel am „Ich“, seiner Autonomie, seiner Vernunftfähigkeit fundamental wird.

Im folgenden werden drei Identitätskonzepte beschrieben, die mit Einschränkungen auch in den aktuellen Debatten um „Subjekt“ und „Identität“ explizit oder implizit im Wettstreit miteinander liegen: Das der „klassischen Moderne“ (spätestens seit der Aufklärung theoretisch ausformuliert, im sogenannten „bürgerlichen Zeitalter“ wohl der dominierende gesellschaftliche Diskurs); ferner das der selbstreflexiv werdenden Hoch- oder Spätmoderne und schließlich das der radikal pluralen Postmoderne. Diese drei Konzepte sind zwar historisch nacheinander entstanden, haben aber jeweils schon zu ihrer Zeit kritische Gegenentwürfe provoziert.

1.) Klassische Moderne: Mit der Aufklärung hat sich die Vorstellung vom autonomen, selbstverantwortlichen Subjekt ausgebildet, das sich als kontinuierlich und ganz erlebt, das seiner selbst gewiß ist und sich auch in

der Welt behaupten und verwirklichen kann. Es kann kognitive Kontrolle über die äußere, aber auch über seine innere Natur ausüben. Die Gestalt der „vollintegrierten Persönlichkeit“, die eine „einheitliche Identität“ hat und daher auf die Frage „wer bist du?“ eine klare und gleichbleibende, also verlässliche Antwort geben kann, ist wohl bis heute das Ideal sozialer, pädagogischer und therapeutischer Bemühungen. Den aufklärerischen Philosophen schien an diesem Konzept die „Suche nach dem authentischen Lebenssinn“, der sich als „Befreiung von Unmündigkeit und Fremdbestimmung“ ausdrücken sollte, als zentrale Dimension.

Aber schon beim „Skeptiker“ Michel de Montaigne läßt sich exemplarisch die Schattenseite dieser Identitätskonzeption finden. Er hatte schon ein sehr ausgeprägtes Bewußtsein vom Leiden an der gesellschaftlichen Forderung nach einer allzu fixen Identität, die dann gegensätzliche Strömungen, Träume und Impulse ausgrenzen muß. Ich habe bereits Horkheimer/Adorno zitiert, die vom „Furchtbaren“ sprechen, das sich die „Menschheit hat antun müssen, bis das Selbst, das identische, zweckgerichtete (...) geschaffen war.“ (Horkheimer/Adorno 1969, 33)

2.) Selbstreflexive Spätmoderne: Das Wesentliche dieser Phase ist für den Kulturtheoretiker Anthony Giddens das Reflexivwerden aller Lebensverhältnisse. Alles wird diskutierbar und veränderbar, jede gesellschaftliche und persönliche Tradition, nichts gilt mehr selbstverständlich. Was immer ich tue, es geschieht im Bewußtsein, daß es auch anders sein könnte. „The reflexive self“ nach Giddens ist also der Mensch, der zwar durchaus nach Kohärenz, Dauerhaftigkeit und Bindung in seinem Leben strebt, aber er muß sie sich immer stärker selbst – eben individualisiert – schaffen. Das „Projekt Ich“ wird zu einer aktiven Dauerleistung des Subjekts, das die wachsende Mobilität, Pluralität und Offenheit der Gesellschaft irgendwie in den eigenen Veränderungen ausbalancieren muß. Identität ist dann wohl nicht mehr sinnvoll als „Entstehung eines festen inneren Kerns“, also substantialistisch zu konzipieren, sondern als ein „Prozeß der kontinuierlichen Identitätsarbeit“ – immer in der Spannung zwischen gesellschaftlichen Dauermodernisierungen und psychischen Ausgleichprozessen.

Skeptisch gesehen ist dieses „Projekt“ nicht mehr als selbstbewußtes „Projekt Ich“, als Konstruktion einer eigenen Biographie, sondern eher als verzweifelter Kampf gegen drohenden Identitätsverlust zu beschreiben. Eine Zeit wie das 20. Jahrhundert, das durch Massenkriege, Massenvernichtung, technologische und ideologische Um- beziehungsweise Zu-

sammenbrüche, durch abrupte Systemwechsel etc. Menschen massiv verunsichert hat – eine solche Zeit hat im philosophischen Diskurs gegenkulturelle Momente etwa in Form einer Suche nach einer „Gemeinschaftsidentität“ (etwa als Idee, Identität als „kommunikativen Prozeß“ etwa bei Habermas, als „Beziehungsgeschehen“ zu begreifen) ausgelöst. Dies vielleicht als Reaktion auf eine überzogen „ichzentrierte“, einsam-abgeschlossene Form von „Identität“.

3.) Radikale Postmoderne: Die Pluralisierung von Lebensformen und die Fragmentierung von Erfahrungen machen die „multiphren Situation“ zur Normalerfahrung. Auf uns stürzt eine ungeheuer rasch wachsende Vielfalt von Optionen, Werten, Verpflichtungen, Informationen ein, die zudem zueinander widersprüchlich sind. So brauchen wir die hohe Kompetenz, Viel- und Mehrdeutigkeiten auszuhalten, produktiv mit dieser fundamentalen Selbst-Differenz umzugehen. Nicht nur die Grenzen des Ich werden zwangsläufig offener, auch der Zwang zur Selbstinszenierung und Vermarktung der eigenen Person wächst. Konstruktivisten und Narrativisten beschreiben so das zeitgemäße „Ich“ als ein „Projekt“, ein „Netzwerk“, eine „Geschichte“, das/die von mir und von meiner Umgebung ständig neu entworfen, geflochten, weitergeschrieben wird.

Alternative Positionen innerhalb der „Postmoderne“, die eine Antwort auf diese Herausforderungen nicht durch Rückgriff auf „alte“ Lösungen (1 und 2) suchen, könnte man innerhalb der Philosophie etwa bei M. Foucault oder E. Levinas, innerhalb der Psychoanalyse bei Identitätskonzepten der Neokleinianer sehen. Gemeinsam ist diesen Denkern/Praktikern die Überzeugung, daß „Identität“ immer nur durch eine fundamentale „Begegnung“ mit dem „Anderen“ möglich ist – und das schließt auch die Erfahrung des „Selbst-Verlustes“ als nicht-pathologischem Vorgang zwangsläufig ein.

d.) Soziologische Befunde aus der Jugendforschung

Der Psychoanalytiker Hans-Jürgen Wirth hat in seinem Aufsatz „Adoleszenz als Chance und Risiko“ (1996) innerhalb der Jugendforschung zwei „Parteien“ verortet: die „Dramatisierer“ und die „Verharmloser“. Empirische Daten erlauben bekanntlich eine gewisse Bandbreite von Interpretationen. So sind die „Verharmloser“ eher mittelschichtorientiert, richten ihr Augenmerk stärker auf Mittelwerte und beobachten längere Zeiträume; die „Dramatisierer“ operieren vorzugsweise mit randständigen und benachteiligten Jugendlichen.

Ich werde im folgenden zwei Beispiele aus der aktuellen deutschen Jugendforschung referieren. Zum einen den Psychoanalytiker Wirth, der soziologische Daten aus der Position referiert „kein Grund zur Aufregung, alles läuft in abschätzbaren Bahnen“; zum anderen den Soziologen Keupp, der stark Hypothesen der Postmoderne-Vertreter übernimmt und entsprechend Aspekte der Veränderung und Dynamisierung in den Vordergrund rückt.

An der grundsätzlichen Struktur und Funktion der Jugendphase hat sich in den letzten 10 bis 15 Jahren nicht sehr viel geändert. Die Tendenzen zur Individualisierung von Jugend, zur Biographisierung von Jugend und zur Liberalisierung in den Familien, all diese Tendenzen, die in den Shellstudien seit 1981 und in vielen anderen Jugendstudien festgestellt wurden, haben sich weiter fortgesetzt, etabliert und auch normalisiert, d.h. sie werden von Jugendlichen und Erwachsenen als normal angesehen. (...) Die Existenz einer Vielzahl von jugendkulturellen Stilen ist zur Normalität geworden. (Wirth 1996, 24)

Wirth referiert im weiteren soziologische Befunde, insbesondere den seit den 60er Jahren zu beobachtenden Wandel der Familienstrukturen: es wird seltener und später geheiratet, Ehen werden öfter geschieden; immer mehr Erwachsene leben als Singles; der Anteil alleinerziehender Eltern ist erheblich; Familien sind kleiner als früher; die Ehefrauen sind immer seltener nur Hausfrauen (40% berufstätig) – trotzdem ist der Anteil der Jugendlichen, die bis zum 14. Lebensjahr in einer „vollständigen Ursprungsfamilie“ leben, mit ca. 90% (Nordrhein-Westfalen 1994) immer noch sehr hoch; mehr als 80% hatten nach eigenen Angaben eine „glückliche Kindheit“.

Ferner: Westdeutsche Jungen sind häufig „Nesthocker“, deutsche Mädchen „Nestflüchter“ (Shellstudie 1992). Zudem kommt es zu einer verstärkten Übernahme von Erziehungsfunktionen durch außerfamiliäre Institutionen. Dadurch würden die Eltern einerseits entlastet; zum anderen werde die elterliche Autorität geschwächt. Wirth folgert daraus, daß der Weg „frei wird für partnerschaftliche Beziehungen“. Zudem schreitet der Wandel der familiären Machtballance zwischen Männern und Frauen und zwischen Eltern und Kindern weiter voran. Die Sozialisationsmuster männlicher und weiblicher Adoleszenten gleichen sich an. Das durchschnittliche Selbstbild der Frauen habe sich stark, das der Männer wenig verändert. In der tatsächlich praktizierten Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau habe sich aber nach wie vor wenig verändert, aber insgesamt sei trotzdem von einer Statusaufwertung von Frauen und Kindern auszuge-

hen. Wirth übernimmt hier die These vom „Übergang von der Elternbestimmtheit der Kinder zur Kindheitsbezogenheit der Eltern“. (Wurzbacher 1958) Ferner dauerten Ausbildungsphasen der Jugendlichen immer länger: Lernen wird immer wichtiger, die Jugendlichen blieben immer länger in rezeptiven Tätigkeiten, bei denen abstrakte Leistungen gefragt sind.

Zu den Anforderungen in Richtung Individualisierung nimmt Wirth wie folgt Stellung: Der Generationenkonflikt werde heute weniger in der familialen, als vielmehr auf der gesellschaftlichen Ebene ausgetragen; der Zugang zum Massenkonsum und das Faktum von mehr erwerbsarbeitsfreier Lebenszeit, zudem die gesteigerte geographische und soziale Mobilität, der „Massenkonsum höherer Bildung“ – all diese Faktoren begünstigten Selbstfindungs- und Reflexionsprozesse, auch die Infragestellung traditioneller Lebensstile.

Die fortschreitende Individualisierung bewirkt, daß gesellschaftlicher Status und sozialer Erfolg vom Individuum einzig und allein als Resultat der eigenen Leistung interpretiert werden. Leistung wird zu dem entscheidenden Kriterium für Selbstwertgefühl und Identität. Das Faktum, daß heutige Jugendliche länger in altershomogenen Gruppen bleiben, interpretiert Wirth als gesteigerte Chance, einen eigenen Lebensstil auszubilden.

Die oben schon angesprochene „Pluralisierung von Lebensstilen“ und die „Destandardisierung und Biographisierung der Jugendphase“ bewirkten eine aufregende Vielfalt von Möglichkeiten, aber auch Chaos: Desorientierungs- und Überforderungsgefühle, die prägenitale Ängste und Sehnsüchte reaktivierten, zum Beispiel Wünsche, endlich gesehen und wertgeschätzt zu werden, versorgt und aufgehoben zu sein.

Im Abschnitt „Psychodynamik der Adoleszenz“ referiert Wirth durchaus psychoanalytischen „Mainstream“. Als typisch adoleszente Erlebnis- und Verhaltensweisen nennt er: die Radikalität des Denkens und Fühlens; die ausgeprägten Omnipotenzphantasien als Stütze bei der Aufgabe des elterlichen Ich-Ideals; diese Phantasien dienten zugleich positiv im Sinne einer Ich-Stütze für ein spielerisch-kreatives Probehandeln von neuen sozialen Rollen und Identitäten; fehlt der innere oder äußere Spielraum, kommt es zu schnellen Desillusionierungen, Enttäuschungsreaktionen und narzißtischer Wut.

An psychosozialen Besonderheiten der Adoleszenz werden genannt: psychische Auffälligkeiten, Abweichungen von der Norm – häufig sei auch ein klinisch zu beobachtender Symptomwandel beziehungsweise Spontanheilungen; generell gäbe es keine Häufung psychischer Störungen in die-

sen Jahren, aber spezifische, vor allem geschlechtsspezifische Störungsbilder: aggressives und sozial auffälliges Verhalten primär bei jungen Männern; psychosomatische Störungsbilder wie Bulimie, Magersucht, Depressionen und Ängste primär bei den jungen Frauen.

Typisch für die Adoleszenz ist die Wiederbelebung ödipaler Konflikte bei Kindern und Eltern. Auch die Eltern erleben bei der Trennung Trauer, Verlassenheit, Einsamkeit, das Bedürfnis, den Jugendlichen festzuhalten oder rauszuschmeißen; auch eine Verunsicherung der eigenen Identität, ihrer Autorität und ihrer Position in der Generationenfolge. Die Vater-Tochter-Beziehung bringt häufig eine „Fixierung der töchterlichen Existenz“. (Rohde-Dachse, Poluda-Korte) Diese Väter haben die Vorstellung, ihre Tochter sei ihr „sexueller Besitz“. (Mertens 1994,138) Wirth weist aber darauf hin, daß es auch empirische Studien mit ganz anderen Ergebnissen gibt: Dort wird die Vater-Tochter-Beziehung als eine „Art Nicht-Beziehung“, dagegen die Mutter-Tochter-Beziehung als die intensivste geschildert. Zwischen Mutter und Sohn gibt es häufig die Konstellation „Bindung als Partnerersatz“, aber selten realiter Inzest.

Auch die letzte Wirth zur Verfügung stehende Shell-Studie von 1992 zeigt: Söhne erhalten immer noch mehr Zuwendung und Aufmerksamkeit von ihren Müttern; die erwachende Sexualität der Mädchen wird immer noch stärker kontrolliert und eingeschränkt.

Nun also zur empirischen Studie von Heiner Keupp: Befragt wurden über 4 Jahre hinweg (1989–1993) zunächst 152 17-20jährige, dann eben die mittlerweile 20-24jährigen; es wurden jeweils drei ausführliche qualitative Interviews geführt. (Keupp 1999, bes. 129–152)

Keupp untergliedert seine Ergebnisse in die vier Dimensionen:

- 1) Identität und Erwerbsarbeit
- 2) Identität und Intimität
- 3) Identität und soziale Netzwerke
- 4) kulturelle Identität

Ich beschränke mich für den für unseren Zusammenhang am relevantesten erscheinenden Bereich 2 – hier fokussiert Keupp die folgenden Aspekte:

Junge Männer bleiben länger in der Herkunftsfamilie und arrangieren sich dort („Hotel Mama“) – so waren 1993 60% der mittlerweile 20- bis 24jährigen jungen Frauen, nur 26% der jungen Männer ausgezogen.

Ferner beobachtet Keupp geschlechtsspezifische Typen der Elternablösung:

1.) Der Anteil der jungen Frauen, die in Form der „kindlichen Einbindung“ zu Hause leben, ist signifikant höher als der der jungen Männer (40 zu 30%, 1993 25- zu 10%).

2.) Der Typus der „Nesthocker“ ist männlich: 30–20% der Männer, 8% der Frauen.

3.) Der Typus „gute Integration“ sinkt bei den befragten Frauen von 40 auf 30%, bei den Männer steigt er von 25 auf 40%.

4.) Bei jungen Frauen findet sich häufig der Typus „Auszug ohne Ablösung“.

Auch in den jugendlichen Partnerschaften trifft Keupp auf geschlechtsspezifische Einstellungen. Grundsätzlich betont er mit Bohleber, daß in Partnerschaften die Wechselbeziehung von Bindung und Autonomie als Basis des „Identitätsgefühls“ wichtig ist. (Bohleber 1997) Für junge Männer ist Liebe „belebende Freizeitbeschäftigung“, für junge Frauen der Beginn eines „familiären Projekts“. Für die jungen Männer ist Liebe zunächst mit Freizeit verknüpft – je wichtiger die Partnerschaft wird, desto eher wird sie als eine Bedrohung der Freizeit (mit den anderen Freunden) wahrgenommen. So wurde der Wechsel der Freundin vom Netzwerksegment Freizeit in den Bereich Familie von Keupp als Zeichen für die von Marcia mit „commitment“ qualifizierte emotionale Verbindlichkeit gewertet (siehe Abschnitt 3). Von den jungen Frauen werden hingegen Liebesbeziehungen relativ früh als familiäre Projekte wahrgenommen, sie streben Verbindlichkeit an, versuchen die Männer zum Zusammenleben zu bewegen. Sie verknüpfen ferner ihre familiären Projekte von Anfang an mit ihrer beruflichen Entwicklung, während Freizeit bei ihnen in diesem Modell scheinbar keinen eigenen Stellenwert hat. Diese wird auch relativ unhinterfragt dem Zusammensein mit dem Partner untergeordnet (zum Beispiel Aufgabe der eigenen Freundschaften oder Wechsel in das soziale Netzwerk des Freundes). Junge Frauen zeigen auch häufiger eine deutlichere Abgrenzung von der Herkunftsfamilie, indem sie ein Segment „eigene Familie“ schaffen (zum Beispiel ist häufig die Schwiegerelternfamilie ins Netzwerk einbezogen).

Die familiären Identitätsprojekte der Frauen sind viel klarer als die der Männer. Sie haben Vorstellungen bezüglich Berufstätigkeit und Kindern. Die Männer bleiben in ihren Zukunftsvorstellungen diffus, was ein späteres Familienleben betrifft, sind auf Kinder nicht unbedingt aus und überlassen die praktischen Regelungen gern den Freundinnen.

Die Erwartungen der Partner an die Beziehung ähneln sich stark – als

zentrale Werte werden genannt: Verständnis, Achtung, emotionale Zuwendung; emotionales Aufgehobensein, persönliche Übereinstimmung, Vertrauen und Treue. Sexualität hat dabei im Rahmen dieser Untersuchung keinen expliziten Begründungswert (was Keupp auch betont)!

Bei homosexuell orientierten Jugendlichen sind die Beziehungsverläufe und Ablösungsgeschichten generell wesentlich krisenhafter. Keupp folgert daraus, daß homosexuelle Identitätsbildung sehr stark auf soziale Unterstützung angewiesen ist.

Keupp unterscheidet drei typische „Beziehungsverläufe“:

1.) Das allmähliche „Reinwachsen“ in die alltäglich werdende Partnerschaft – ein wie er meint eher traditionelles Muster, in welchem die Jugendlichen wenig Zeit- und Erfolgsdruck ausgesetzt sind.

2.) Die „dramatische Liebesgeschichte“ – hier wird das „commitment“ am deutlichsten – die Krise, der Konflikt, die Entscheidung – typisch ist hier die hohe emotionale Aufladung der Beziehung und die „große Erzählqualität“.

3.) „Chaotische Verläufe“: eine Vielzahl scheiternder Versuche, immer wieder mit großer Energie dasselbe alte Muster bis zur Selbstaufgabe wiederholt; im Zentrum stehen Einsamkeit, die Abwesenheit eines (verlässlichen) Partners, starke Abhängigkeiten und schnelle Partnerwechsel.

Keupp betont generell die „narrative Überhöhung“ von Liebe und Leidenschaft (besonders bei 2 und 3), z.B. die dramatische Geschichte vom Traummann, der urplötzlich ins Leben tritt und der sofort geheiratet werden muß („man konnte nichts dagegen machen“; „es ist passiert“; „war von Emotionen durchflutet“). Ökonomisches Kalkül, soziale Überlegungen oder rationale Kontrolle spielen in diesen Narrationen überhaupt keine Rolle; aber auch nacktes Begehren oder tierische Geilheit gehören nicht in diese Liebesgeschichten.

Keupp erarbeitet im weiteren sieben „Grundelemente der zeitgenössischen Beziehungserzählung“:

- 1.) Beziehung muß sein
- 2.) Nur die Liebe zählt
- 3.) Liebe ist Zufall
- 4.) Der andere muß zu einem selbst passen
- 5.) Familie kann sein
- 6.) Geschlechtslos? Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung wird im Partnerbereich als natürlich wahrgenommen (Hausarbeit, Kinder) (...) In bezug auf Emotionalität kommt es zu einer weitgehenden Angleichung in

Richtung bisher als weiblich verstandener Emotionalität; als sexuelle Subjekte zeigen sich weder die jungen Männer noch die jungen Frauen

7.) Erkennen und Anerkennen. (Keupp 1999, 150f.)

Abschließend fragt sich Keupp: Was ist gelingende Identität? Gelingende Identität definiert er als Zustand, welcher es dem Subjekt ermöglicht das ihm eigene Maß an Kohärenz, Authentizität, Anerkennung und Handlungsfähigkeit zu leben. Keupp unterscheidet drei Formen von Identität:

1.) Die „traditionelle Identität“ (= die auf Anpassung gerichtete Identität): Diese bietet zwar Anerkennung, Integration und Handlungsfähigkeit, aber um den hohen Preis der Aufgabe unangepaßter Identitätsaspekte.

2.) „Der sich und andere aufbrechende Mensch“: Hier wird Identität „von innen her“ in egozentrischer und narzißtischer Weise entworfen und gegen eine „feindliche Umwelt“ verteidigt.

3.) „Gelingende Identität“ wäre eine zwischen den Extremen von 1 und 2: Eine sich und andere achtende, bereichernde, fordernde, umsorgende Identität. Sie braucht soziale Anerkennung und Integration, wobei Keupp mit Berufung auf die Soziologie betont, daß der Bestand vorhandener sozialer Netzwerke abnimmt, der Anteil des sozialen Beziehungsnetzes, das durch die Subjekte selbst geschaffen und durch stetige Eigenaktivität aufrechterhalten wird, größer werden und dieses Vakuum kompensieren muß.

Im Unterschied zu Wirth ist bei Keupp die Bewertung der gesellschaftlichen Veränderungen beziehungsweise deren Auswirkungen auch auf die Tiefenstrukturen individueller Identitätsbildungsprozesse eine stärkere. Da der Ansatz von Keupp (wie der folgende Abschnitt zeigen wird) stärker einem sozialpsychologisch/konstruktivistischem Modell von Persönlichkeit und Identität verpflichtet ist, kommen auch Veränderungen der sozialen Umwelt stärker in den Blick.

III. Fünf psychoanalytische Identitätskonzepte – von Erikson bis Schafer

1.) Klassische Phasenmodelle (Freud, Abraham): Diese Modelle sind substantialistisch gedacht und orientieren sich an einer entwicklungspsychologischen Vorstellung von Reifung als quasi phylogenetisch vorgegebenem Schema, das in eine Form von „endgültiger Erwachsenenidentität“ unter dem „Primat der Genitalität“ mündet.

2.) Die „verlängerte Adoleszenz“ (Bernheim, Blos, Erdheim): Grund-

sätzlich wird diese „Verlängerung“ defizitär gedacht. (Der Jugendliche braucht länger um erwachsen zu werden.) Angeschlossen wird an Freuds „zweizeitigem Ansatz der Sexualentwicklung“. Erdheim betont den spezifischen Unterschied zwischen Kindheit und Adoleszenz: Im kindlichen Ödipuskomplex hat das Kind keine Möglichkeit, sich der Übermacht elterlicher und gesellschaftlicher Normen zu entziehen; es muß diese introjizieren. Der Adoleszente kann Identifikationen mit den Eltern ausweichen, aggressive Impulse als Kritik an Eltern und Gesellschaft nach außen richten. Insofern erkennt Erdheim im jugendspezifischen Lebensstil (der 80er Jahre) die Entwicklung einer politischen oder kulturell innovativen Kraft – dies sei der tiefere Sinn, wenn man von der Adoleszenz als „zweiter Chance“ spreche. (Erdheim 1982, 277)

3.) Hermeneutisch rekonstruierte Identität: Hierbei geht es um Versuche, die Spannung von Natur- und Kulturseite im Menschen beziehungsweise die Spannung Individuum–Gesellschaft dialektisch zu vermitteln (zum Beispiel bei E. Erikson). Identitätsbildung ist bei Erikson nur möglich durch Anerkennung seitens der soziale Umgebung. Kohärenz und Einheit werden nicht mehr essentialistisch gedacht, sondern tendenziell als Zusammenspiel von Innen und Außen. 1946 führte Erikson den Begriff Identität ins entwicklungspsychologische Vokabular ein, 1970 schreibt er, „daß der Begriff Identität sich recht schnell einen angestammten Platz im Denken, oder jedenfalls im Wortschatz eines breiten Publikums in vielen Ländern gesichert hat“. (Erikson 1970, 15)

Für Erikson besteht das „Kernproblem der Identität in der Fähigkeit des Ich, angesichts des wechselnden Schicksals Gleichheit und Kontinuität aufrechtzuerhalten“. (Erikson 1964, 87)

Er definiert Identität als ein Grundgefühl:

Das Gefühl der Ich-Identität ist (...) das angesammelte Vertrauen darauf, daß der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, eine Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität (also das Ich im Sinne der Psychologie) aufrechtzuerhalten. (...) Das Selbstgefühl (...) wächst sich schließlich zu einer Überzeugung aus, daß man auf eine erreichbare Zukunft zuschreitet, daß man sich zu einer bestimmten Persönlichkeit innerhalb einer nunmehr verstandenen sozialen Wirklichkeit entwickelt. (Erikson 1973, 107)

Was versteht Erikson nun unter dem Ausdruck „Identitätsdiffusion“?

1.) Diffusion der Beziehungsfähigkeit: Damit sind Probleme sich auf intime Beziehungen einzulassen gemeint. Später werden gerade diese

Probleme unter anderem von Lasch als zentrales Charakteristikum der „narzißtischen Kultur“ bezeichnet. (Lasch 1982, 40f)

2.) Diffusion der Zeitperspektive: „Sie besteht in dem Gefühl, in großer Zeitbedrängnis zu sein, zugleich aber auch, den Zeitbegriff als eine Dimension des Lebens verloren zu haben. Der junge Mensch fühlt sich gleichzeitig sehr jung, fast babyhaft und uralt.“ (Erikson 1973, 159)

3.) Diffusion des Werksinns: „Patienten mit schwerer Identitätsdiffusion leiden regelmäßig auch an einer akuten Störung ihrer Leistungsfähigkeit, und zwar entweder in der Form, daß sie unfähig sind, sich auf irgendwelche Arbeiten zu konzentrieren, oder in Gestalt einer selbstzerstörerischen, ausschließlichen Beschäftigung mit irgendwelchen einseitigen Dingen, zum Beispiel exzessivem Lesen.“ (Erikson 1973, 161)

Erikson wurde schon früh von gesellschaftskritischen Psychoanalytikern angegriffen. Wegen seiner „psychosozialen Versöhnungskonzeption“ wurde ihm wie anderen Vertretern der ich-psychologischen Schule Verrat an der triebtheoretischen Radikalität Freuds vorgeworfen. So nachzulesen etwa bei Elrod, Heinz und Dahmer (Der Wolf im Schafspelz 1978), deren Kritik darin mündet, daß er vom fragwürdigen Ideal einer gelingenden Integration von Subjekt und Gesellschaft ausgeht und damit den prinzipiellen Konflikt zwischen Individuum und Gesellschaft harmonisiere.

Andere Kritiker bezogen sich auf Eriksons Vorstellung eines kontinuierlichen Stufenmodells, dessen adäquates Durchlaufen bis zur Adoleszenz eine Identitätsplattform für das restliche Erwachsenenleben sichern würde. Das Subjekt hätte damit einen irreversiblen stabilen Kern gebildet.

Edward Sampson kritisiert besonders den „zentralistischen Einheitsanspruch“ von Erikson, wie er etwa in der folgenden Aussage zum Ausdruck kommt: „Jene endgültige Identität also, die am Ende der Adoleszenz entsteht, ist jeder einzelnen Identifikation mit den Beziehungspersonen der Vergangenheit durchaus übergeordnet; sie schließt alle wichtigen Identifikationen ein, aber verändert sich auch, um aus ihnen ein einzigartiges und einigermaßen zusammenhängendes Ganzes zu machen.“ (Erikson 1973, 156)

Eriksons Konzept ist ohne Zweifel mit dem Projekt der Moderne verknüpft – es überträgt das Ordnungsmodell der Moderne einer regelhaft-linearen Entwicklung auf die Identitätsthematik.

James E. Marcia, prominentester Nachfolger Eriksons, hat die einfache Polarität von Identität versus Identitätsdiffusion bei Erikson erweitert zu einem 4-Feld-Schema.

Er führt als zusätzliche Kriterien „Commitment“ (Selbstverpflichtung) und „Crisis“ (Krise beziehungsweise Exploration) ein. Somit ergeben sich vier mögliche Fälle:

1.) Identity Achievement, gleichzusetzen mit gelungener Identität bei Erikson – die Ausbildung einer festen Zukunftsvorstellung, die sich nach Durchgang einer explorativen, krisenhaften Periode ergeben hat.

2.) Moratorium: Der Jugendliche befindet sich im Stadium der Exploration, ohne bereits zu einer Festlegung gekommen zu sein.

3.) Foreclosure (Identitätsübernahme): Gemeint sind damit Personen mit meist rigiden Vorstellungen, die sie ohne explorative Phase entwickelt, in der Regel von den Eltern übernommen haben.

4.) Identitätsdiffusion: Weder Experimentierphase noch Festlegungen in den inhaltlich relevanten Bereichen Berufswahl/ideologischer Standpunkt/sexuelle/interpersonelle Wertfindung. „Ihr herausragendstes Charakteristikum ist ein Mangel an eigenen Überzeugungen und korrespondierend dazu ein Mangel an Besorgtheit darüber.“ (Marcia 1989, 290)

Die empirischen Untersuchungen von Marcia auf der Basis seiner Identity-Status-Interviews ergaben den folgenden bemerkenswerten Hauptbefund: Bis in die 80er Jahre war der Anteil der Postadoleszenten, die zur Kategorie 4) gehörten, konstant bei 20% gelegen. Im Jahre 1984 beobachtete Marcia eine dramatische Wende, die durch alle bisher nachfolgenden Untersuchungen bestätigt wurde: Der Anteil der Jugendlichen der Kategorie 4) stieg von früher konstant 20 auf 40%!

Welche Schlüsse zieht nun Marcia aus diesem Meßfaktum? Ist die Gesellschaft/ die Jugend mit einem Schlag „pathologischer“ geworden? Marcia interpretiert das neue Ergebnis differenzierter – er findet ein Überdenken des Diffusionsbegriffs für notwendig. Offenbar gibt es, so Marcia, neue Formen von „Diffusion“, die für die Jugendlichen unter gegebenen kulturellen Bedingungen sinnvoll sind. Marcia nennt sie die „kulturell adaptive Diffusion“: Dort, wo die gesellschaftlichen Bedingungen Unverbindlichkeit und Indifferenz nahelegen, ist es nur vernünftig, sich nicht festzulegen.

Die bei Erikson ganz selbstverständliche „lebensphasische Einengung“ der Identitätsbildung auf die Zeit der Adoleszenz ist also aus Sicht der soziologischen Jugendforschung nicht länger sinnvoll. Diese plädieren mehrheitlich für eine gesellschaftlich-objektive Notwendigkeit, lebenslang „Identitätsbildung als Projekt“ zu betreiben.

5.) Neokleinianische Identitätskonzepte: R.D. Hinshelwood (1997) ent-

wickelt, aufbauend auf den Zentralbegriffen von Spaltung und projektiver Identifizierung, ein modernes Konzept von Identität. Postuliert wird die grundlegende menschliche Fähigkeit, sich eigener Erfahrungen zu entledigen, um sie nicht als eigene anerkennen zu müssen. Anders als durch die Verdrängung verschwindet mit der projektiven Identifizierung ein unerträglich erlebter Selbstanteil, wird in einem anderen Menschen lokalisiert und dort kontrolliert. Im projizierenden Selbst bleibt häufig ein Gefühl von Leere und Bedeutungsverlust zurück. Diese archaische Form der Identitätsbildung findet sich nicht nur beim schwer gestörten Menschen, sondern alle Menschen benutzen, so die Ansicht der Neokleinianer, diese Mechanismen. Selbstanteile stecken also in anderen Menschen und dieses containment durch andere formt das Individuum. Hinshelwood sieht das traditionelle psychoanalytische Bild des autonomen Individuums als wunschbestimmtes Selbstbild, als Illusion, das eine Pseudo-Identität vermittelt. In Wirklichkeit sind Subjekte Netzwerke von personalen Knotenpunkten, die sich gegenseitig durchdringen. Identität ist grundsätzlich fließend, flexibel und krisenhaft, weil Menschen lebenslänglich Spaltung und Projektion benutzen. Autonomie ist in diesem Konzept durch „Integrati-on“ ersetzt – denn die Selbstkonstitution ist auf die erfolgreiche Transformation des Abgespaltenen durch das gute Containment des Anderen angewiesen. Das Selbst braucht das gute Objekt, um sich selbst zu erfahren. Dadurch erhält das Objekt eine subjektive Bedeutung, während umgekehrt das Selbst durch die Objekte prozessiert und transformiert wird.

Bei C. Bollas (1992,1995) wird dieses Konzept ausgedehnt auf materielle Objekte: Landschaften, Gegenstände, Literatur dienen als Container, an denen sich Gefühle, Phantasien, somatische Empfindungen und Selbstbilder konstellieren. Das Individuum plaziert also sein Selbst in lebendigen und toten Objekten, benutzt diese später, um sich selbst erfahrbar zu machen. – Die Traumarbeit ist für Bollas das Modell für sein Konzept der Selbstbildung. Träumend verlieren wir unsere Identität in einer Welt voller Wesen, Gegenstände und Rollen. Auf ähnliche Weise träumen wir uns selbst ins Dasein, indem wir Objekte nutzen, die unseren Integrationsprozeß wiederum stimulieren.

Im Gegensatz zur klassischen Ich-Psychologie ist nicht mehr eine fortschreitende Annäherung an eine objektive Realität das Ziel, sondern die Zerstreung des Selbst in die Welt der Objekte. Zunehmende seelische Integration zeigt sich in der Fähigkeit, sich gleichsam träumend ins Dasein zu entäußern, Objekte zu suchen, die gutes Containment gewährleisten.

6.) Konstruktivistische / narrativistische Konzeptionen: Diese gehen davon aus, daß in spätmodernen Gesellschaften traditionelle Rollen und Geschlechtsidentitäten sich weitgehend aufgelöst haben. Die Pluralisierung von Lebenswelten wird hier verbunden mit der Vorstellung, daß sich der Mensch selbst autorisiere und seine Identität selbst erschaffe. „Gesellschaftliche Freisetzungprozesse bedeuten einen objektiven Zugewinn individueller Gestaltungscompetenz, aber auch deren Notwendigkeit. Sie erfordern vom Subjekt vermehrt die eigenwillige Verknüpfung und Kombination multipler Realitäten.“ (Keupp/Höfer 1998, 87) Identität wird hier als lebenslanges Projekt gedacht. Korrespondierend dazu gibt es ein Selbst, das von höchst disparaten situativen Identitäten geprägt ist, die im Handeln erfahren werden, ansonsten aber weitgehend unverbunden nebeneinander existieren.

In radikaleren Konzepten löst das Modell der „Erzählung“ überhaupt die Vorstellung einer „realen“ Beziehung von innerer und äußerer Welt ab. In der Psychoanalyse unterzieht nach dieser Auffassung das Selbst seine Erfahrungen einer nachträglichen narrativen Strukturierung, es formt Handlungen und Ereignisse zu einem zeitlichen Ganzen in Gestalt einer Geschichte oder eines Plots. Die „Geschichte“ übernimmt sozusagen stellvertretend für das Subjekt die Funktion, den eigenen Handlungen und Erfahrungen Bedeutung und einem „Selbst“ seine notwendige integrierende Identität zu geben. R. Schafer ist der prominenteste psychoanalytische Vertreter einer solchen radikal narrativistischen Position. In seinem Modell erschafft eigentlich erst Sprache die Welt, es gibt kein einheitliches oder dauerhaftes Subjekt, das ohne Vermittlung durch Sprache und „Geschichtserzählung“ erfahrbar wäre.

Am klassischen Konzept von Selbst und Identität kritisiert er dessen essentialistischen Charakter. Hier werde eine „Natur“ postuliert, eine „Realität“ hinter dem narrativen Konstrukt, zu der wir keinen Zugang hätten. So lehnt Schafer den Begriff Identität überhaupt ab und ersetzt ihn durch „Narration“. Je mehr eine subjektive Erzählung die Kriterien von Kohärenz, Konsistenz und Verständlichkeit erfüllt, desto mehr ist darin seelische Integration ausgedrückt. Die Arbeit der Psychoanalyse besteht für Schafer darin, die bewußt erzählte Geschichte des Analysanden zu dekonstruieren, sodaß „bessere Erzählungen“, die obigen Kriterien entsprechen, an ihre Stelle treten können (Schafer 1992, 86). Das „Selbst“ wird hier also zu einer psychischen Konstruktion und als ein Erzeuger von Bedeutungen definiert. So gesehen löst Schafer den „Tod des Subjekts“ psychoanalytisch ein.

Problematisch erscheint mir hier, daß es keine äußere und in der Folge auch innere Realität mehr gibt. Traumatisierungen wären auf „schlechte Narrationen“ reduziert (verharmlost), auch die Funktion von basalen und in Körpererfahrungen fußenden Affekten entschwindet in dieser Sicht. Sie mündet in eine Ausblendung der psychobiologischen Verankerung des Menschen beziehungsweise in einer auf einen bestimmten kulturellen Lebensstil reduzierten Anthropologie, die letztlich durch beliebig viele andere Narrationen ersetzbar wäre.

7.) persönliche Positionierung: Identitätsentwicklung kann unter heutigen Lebensverhältnissen nicht mehr als eine phasenspezifische epigenetische Entwicklungsaufgabe gesehen werden, die mit der Spätadoleszenz abzuschließen ist. Vielmehr ist sie das je vorläufige Ergebnis einer nie abgeschlossenen intersubjektiven Arbeit. Sie ist das Resultat der Bemühung eines „Ich“, eine Balance, einen Ausgleich zwischen äußeren Erwartungen, sozialen Realitäten und der inneren Wirklichkeit, den Identifizierungen, die Abkömmlinge unbewußter Wünsche und Phantasien sind, die ihre Grundlage auch in körperlichen Erfahrungen haben, herzustellen. Identitätserleben ist derart ein Versuch, der Beziehung zum eigenen Selbst und zu seinen Objekten eine spezifische Gestaltung zu geben. In einer solchen Definition ist das Subjekt weder konkretistisch gefaßt noch als Illusion dekonstruiert, sondern als offenes Beziehungssystem gedacht.

Wenn wir hingegen Identitätsbildung in einer rein intersubjektiven Theorie eines sozialen Konstruktivismus auflösen, sind damit spezifische Gefahren verbunden (vgl. Bohleber 1999, bes. 525f.):

- 1.) Die Fähigkeit des Menschen zur inneren und äußeren Autonomie wird mehr oder weniger geleugnet.
- 2.) Die Bedeutung des Körperbezogenen, der Sexualität, zum Beispiel des Triebchubs für die Adoleszenz wird ausgeblendet.
- 3.) Die innovative Funktion der Adoleszenz, die ja durch die Arbeit der Elternablösung zugleich zur gesellschaftlichen Autoritätskritik und damit für gesellschaftliche Erneuerung sorgt, schwindet aus dem Blick. Überhaupt führt diese Sicht zur Ausblendung des Antagonismus Individuum–Gesellschaft und damit verliert die Psychoanalyse generell ihre kulturkritische Funktion.

IV. Die „neue Adoleszenz“

a.) Typische Eigenschaften der neuen Adoleszenz

Zunächst referiere ich einige der Thesen, die T. Ziehe 1975 zum „neuen narzißtischen Sozialisationstyp“ vorgelegt hat, die mir nach wie vor diskutierenswert erscheinen. (Ziehe 1975, bes. XI bzw. 106f.)

Der „neue“, vom im klassischen bürgerlichen Zeitalter dominierenden „genitalen Typ“ abweichende, „narzißtisch orientierte Adoleszente“ zeichnet sich nach Ziehe durch die folgenden idealtypischen Eigenschaften aus:

- schwächeres Ich und „abgekoppeltes“ Ich-Ideal – daraus resultiere unter anderem ein Mangel an psychostrukturell lebenslanger Konsistenz des Ich; dies kann freilich auch positiv formuliert werden – dann könnte man auch von einem „hohen Maß an struktureller Flexibilität“ sprechen (Ziehe 1975, 107);
- symbiotische Mutterbeziehung – archaische Mutterrepräsentanzen werden im Unbewußten stärker aufrechterhalten; dies deshalb, weil es nur zu einem unzureichenden Durcharbeiten der ödipalen Problematik kommt;
- Streben nach Befriedigungsformen, die weniger libidinös, vielmehr durch narzißtische Gleichgewichtszustände gekennzeichnet sind;
- ein auf Omnipotenz zielendes archaisches Ich-Ideal;
- ein ungelöster ödipaler Konflikt – daraus folgt auch eine schwache Identifikation mit den postödipalen Elternrepräsentanzen;
- ein strenges, archaisch – unreifes Über-Ich bleibt erhalten – die Identifikation mit ihm erscheint dem Adoleszenten unmöglich; unter anderem äußert sich das in immensen unbewußten Schuldgefühlen, die aus der Verdrängung eskalierter Über-Ich-Konflikte stammen;
- ein Verweigerungsverhalten, welches das Realitätsrisiko narzißtischer Kränkungen umgeht, um das verletzliche Selbstwertgefühl zu schützen;
- sofern psychische Störungen auftreten, stammen diese weniger aus dem „ödipalen“ Formenkreis (klassische Neurosen), sondern mehr aus der prägenitalen Entwicklung (= narzißtische Störungen);

b.) Kulturelle Ursachen für den Wandel der Adoleszenz

Ziehes Argumentation bewegt sich derart, daß er von Veränderungen auf der „Makroebene“ gesamtgesellschaftlicher Prozesse ausgeht, sich fragt,

was diese Veränderungen auf Familie, Erwachsene und insbesondere deren Elternfunktionen bedeuten, um schließlich die Veränderungen in der psychischen „Binnenstruktur“ der Jugendlichen zu analysieren.

Ziehe geht zunächst von einer These von Schneider aus, der einen grundsätzlichen Widerspruch zwischen Produktions- und Konsumptionsbereich in spätindustriellen Gesellschaften diagnostiziert. Ziehe benennt diesen Widerspruch als den zwischen einer fortschreitenden Disziplinierung und Intensivierung des Arbeitsprozesses versus dem ein laszives Verhalten fordernden Konsumbereich. „Die extreme Anspannung der Produzenten im Arbeitsprozeß erzeugt notwendig ihre pathogene Gegenbewegung: die extreme Entspannung und Erschlaffung im psychedelischen ‚Konsumrausch‘. Diese im Produktions- und Zirkulationsrythmus des Kapitals von einem Extrem ins andere fallende zickzackförmige Triebbewegung zerstört tendenziell jedes gesicherte psychosexuelle Fundament (...) Zwischen zwanghafter Triebunterdrückung in der Produktion und zwanghafter Triebentfesselung in der Konsumption hin und her gerissen, geraten die arbeitenden Konsumenten in eine Art ununterbrochene ‚double-bind‘-Situation hinein.“ (Schneider 1973, 33)

Der durchgreifende Wandel der gesellschaftlichen Erfahrungen der Eltern, der Wandel der Ehe- und Familienformen, ihrer Bedürfnisstrukturen und Erziehungsvorstellungen führe generell zu einer Labilisierung der Elternidentität. Dies habe zum einen „affektive Versagungen“ innerhalb der Partnerschaft, aber auch den Kindern gegenüber zur Folge, zum anderen bringe diese unzureichende Bewältigung gesellschaftlicher Veränderungen auch „kognitive Verunsicherungen“ mit sich, die unter anderem dazu führten, daß Eltern ihre Vorbildfunktion gegenüber ihren Kindern nur unzureichend erfüllen könnten. „Die Zersetzung identitäts-verbürgender Deutungen und Erfahrungsbedingungen betrifft also Erwachsene wie Jugendliche gleichermaßen. Wenn dieser Zustand bisher ein lebensgeschichtliches Krisenmerkmal der Adoleszenzperiode war, so ist er jetzt eines der ganzen Kultur.“ (Ziehe 1975, 95)

Diese Labilisierung der Elternidentität steht nach Ziehe auch in unmittelbarer Entsprechung zum Wandel des Erziehungsstils hin zum „partnerschaftlichen“; dahinter stehe nämlich eine „neuartige emotionale Abhängigkeit der Eltern von ihren Kindern“. (Ziehe 1975, 109) Daraus resultieren auch entsprechende Auswirkungen auf die frühkindliche Entwicklung. Eine „schwache“ Mutter wird intuitiv die symbiotischen Bindungen zu ihrem Kind verstärken, der „schwache“ Vater kann keine Entlastung brin-

gen, sodaß es kaum oder nur unzureichend zu Triangulierungsprozessen kommt.

Für die Phase der Adoleszenz betont Ziehe, daß in ihren eigenen Werten und Lebenszielen verunsicherte Eltern kaum in der Lage sind als Identifikationsfiguren (Repräsentanten der Zukunft) zu dienen. Die Jugendlichen suchen als Ersatz die Außenlenkung durch die Peergroup. So erzeugt Ziehe ein düsteres Bild, auch was das etwa von Erdheim beschriebene gesellschaftliche Innovationspotential der Jugend anbelangt. „Die Verunsicherungen der Eltern erzeugen so letztendlich die Anpassungsfähigkeit der Kinder.“ (Ziehe 1975, 109) Der „neue Sozialisationstyp“ wäre von seiner durchschnittlich zu erwartenden psychischen Ausstattung her eher angepaßt als kritikfähig, eher heteronom als autonom.

Wie weit diese aus dem Horizont der abklingenden Studentenbewegung geschriebene Analyse durch die Erfahrungen der letzten 25 Jahre bestätigt beziehungsweise überholt worden ist, kann hier nicht expliziert werden. Eine Tatsache ist aber, daß weite Teile der „Forschungsgemeinschaft“ (der Humanwissenschaften inklusive Psychoanalyse) sich mit diesen Phänomenen nicht auseinandersetzen. Wesentlich und aktuell erscheint mir der Versuch von Ziehe, einen offenkundigen Wandel der kulturellen Lebensformen auch auf seine „Tiefenwirkung“ in den psychischen Strukturen insbesondere adoleszenter Identitätsbildung hin zu befragen.

Für diese adoleszente Identitätsbildung unter aktuellen Lebensbedingungen spezifisch erscheint mir die grundlegende Erschütterung der psychischen Grenzen zwischen Innen und Außen. Teile der Außenwelt und die äußeren Objekte werden als Selbstteile zur Restrukturierung des Selbst benutzt, Prozesse der Projektion und Identifizierung intensivieren sich. Viele Objektbeziehungen haben spezifisch narzißtischen Charakter und dienen primär der Selbstvergewisserung. Das Objekt ist mehr als ein Spiegel, es gestaltet die Umstrukturierung der inneren Bilder aktiv mit. Dieser Umweg über das äußere Objekt ist, wie Bollas zeigt, notwendig, denn die Realität des Objektes schafft die Möglichkeit innere Bilder zu korrigieren beziehungsweise auszubilden. Das äußere Objekt dient aber gerade dem Adoleszenten dazu, unerträgliche Erfahrungen und Affekte auszulagern und dort zu bekämpfen. Hier liegt immer die schon von Erikson gezeigte Gefahr, daß der Kontakt zu diesen Selbstanteilen verlorenght, die innere Leere mit einer „künstlichen Identität“ ausgefüllt wird. Psychoanalytische Begleitung von Adoleszenten kann diese Gefahren verkleinern helfen.

c.) Fallvignette: aus der psychoanalytischen Arbeit mit einer „Postadoleszenten“

Frau S. rief mich an mit der Bitte um „eine Psychoanalyse“. Im Vorgespräch habe ich eine äußerst attraktive junge Dame Anfang zwanzig mit zu guten Manieren, schnellem Verstand, bestem verbalem Ausdrucksvermögen vor mir. Sie hat eine „Familientherapie“ gemacht, „alle“ Probleme mit ihren Eltern gelöst, bekam klare Regeln, die sehr hilfreich für sie sind. Aber da ist noch ein Problem, das sie extrem belastet, das sie leider nicht so schnell besprechen kann. Es geht dabei um einen Kontrollwahn. Dieser äußert sich unter anderem darin, daß, wenn sie mit ihrem Freund telefoniert, sie nicht weiß, wann sie aufhören soll – wenn es der falsche Zeitpunkt wäre, könnte er aus der Telefonzelle gehen und von einem Auto überfahren werden.

Frau S. ist Einzelkind, hat relativ alte Eltern (der Vater, der aus Osteuropa kommt, ist Akademiker und schon in Pension), nach der Matura vor zwei Jahren ging sie nach M. und studiert dort seither Psychologie. Sie hat offenkundig einen großen Bekanntenkreis, hat vor zwei Monaten eine zwei Jahre dauernde Freundschaft beendet („er mußte vom Sockel herunter“), hat jetzt wieder eine „fixe Beziehung“, auch diesen jungen Mann idealisiert sie offenbar sehr (er ist ihr „Lehrer“). Aber in der zweiten Stunde erzählt sie von einer neuen Bekanntschaft aus dem Zug („ein extrem attraktiver Mann“) – er erinnert sie an ihren ersten Freund, er ist auch beim Militär – sie spüre auch schon wieder ihre „masochistische Neigung“; das möchte sie mit meiner Hilfe besser verstehen. – Wir vereinbaren eine psychoanalytisch orientierte Psychotherapie.

Frau S. fragt sich immer wieder: wer ist sie selbst? Sie unterliegt dem Zwang, die Erwartungen der Anderen (besonders von Männern) zu erfüllen. Ihr Perfektionsstreben erlebt sie als hinderlich, sie ist andererseits auch stolz auf die vielen sozialen Erfolge (sie studiert erfolgreich, lernt ständig neue attraktive Männer kennen, wofür sie ihre Freundinnen beneiden; wenn sie einen Job annimmt, sind alle immer „voll begeistert“ von ihr, wollen dann mehr...). Sie kann sich nicht fallenlassen, ist überaktiv und getrieben, nie allein und in Ruhe und von Schuldgefühlen belastet, die sie dadurch loswerden kann, daß sie sich selbst vor sich/vor ausgesuchten Anderen denunziert oder Zwangsvorstellungen unterwirft (zum Beispiel wenn sie am Fenster steht, hinunterzuspringen, vor die U-Bahn zu springen...). Von mir möchte sie Rat und Lenkung, ist dann immer wieder froh, daß ich ihre Autonomie beachte.

Den Ursprung ihres „Problems“ sieht sie in einer „Schlüsselszene“ mit ihren Eltern, als sie vier Jahre alt war. Sie macht einige Anläufe, macht Andeutungen, bevor ich „die Version“ vorgesetzt bekomme. Vorher werden ihre Eltern immer schon entlastet: alle Schuld sei bei ihr, ihre Eltern hätten nie Böses getan, würden sie über alles lieben. Besonders ihr Vater, der selber eine schlimme Kindheit gehabt habe (von der Tante aufgezogen) – sie sei sein Ein und Alles; früher hätten sie auch exzessive Streitereien gehabt, weil er eigentlich nur seine eigene Version gelten lassen könne, aber jetzt mache sie es so wie ihre Mutter, die eben „diplomatisch“ mit ihm umgeht.

Als „Einstimmung“ bekomme ich auch folgende „Idee“ mitgeteilt: Wenn ein Mann sie vergewaltigen würde, er dann mit ihr reden würde und ihr seine Pathologie erklären würde, so würde sie ihm verzeihen. – Während dieser ersten Stunden macht ihr Freund ihr einen Heiratsantrag, weil sie ihm „autonom“ eine Ohrfeige gab. Dann erklärt sie mir, daß sie zu ihrem „Knoten“ so nicht hinkomme – mit dieser zeitlichen Begrenzung; sie müßte mich „drei Tage mieten“. – Mit vier Jahren hatte sie also „Bauchweh“, sagt das der Mutter, die sie auf den Arm nimmt, sagt, „dann müssen wir eben (...) machen“. Ihr Widerstand wird ignoriert, die Eltern tun „es“, sie sitzt dann am WC; die Mutter fragt, ob sie „es“ noch einmal braucht... – Sie sei einerseits extrem wütend auf ihre Eltern (ihr Vater hat „es gemacht“, die Mutter war dabei), andererseits seien ihre Eltern keine Sadisten, wollten doch nicht ihren Willen brechen. Sie selber habe doch erst daraus „das Böse“ gemacht. – Ob ich ihr das „nehmen“ kann? – In der nächsten Stunde erklärt sie mir, daß ich eine entscheidende Prüfung bestanden hätte. Daß ich „das Wort“ nicht aussprach, war extrem wichtig – sie gab mir doch in der ersten Stunde diese „Regel“ – ihre Familientherapeutin hätte das „vergessen“, wäre in diese „Falle“ getappt, hätte somit ihr „Trauma“ wiederholt. – Sie möchte meine „Strategie“ wissen: geht’s um „das Symptom“ oder um die „Kontrolle“? Wenn ich wirklich möchte, daß sie die Kontrolle aufgibt, was ist dann, wenn sie „Du“ sagt, mit mir schlafen will, sich vergißt, mich drei Tage mieten will? Drei Tage später bekommt sie im Elternhaus hohes Fieber, dabei die Panik, sie könnte ihre Kontrolle verlieren und ihre Eltern würden hören, was sie dann sagt; sie könnte dann von „dem“ sprechen. In ihrer Verzweiflung begann sie ein Gespräch mit ihrem Vater, appellierte an ihn, ihr zu erlauben, daß abends ihr Freund sie besuchen könnte. (Mit ihm glaubt sie, hätte sie das „Vertrauen“ für den „Kontrollverlust“). Sie erzählt ihrem Vater „alles“ (die „Szene“ und die „Folgen“ bis heute) – er „versteh“ sie; sie ist extrem

erleichtert, ihr Fieber ist eine Stunde später weg; der Vater „sehr glücklich“.

In den nächsten Monaten werden ihre Beziehungen konfliktreicher. Es gibt immer wieder lautstarke Auseinandersetzungen mit ihrem Vater (der sie jedesmal mit dem Auto zur Stunde bringt und wieder abholt), auch mit ihrem Freund. Die Beziehung mit ihm wechselt zwischen Autonomieversuchen und selbstdenunzierenden Unterwerfungen. Daneben geht sie „rein sexuelle Beziehungen“ ein. Ihr Freund stellt ihr das „Ultimatum“: kein Sex mehr mit anderen Männern, sie solle zu sich selbst finden und gegen „Ablenkungen“ ankämpfen. Als sie das immer wieder nicht tut, „kündigt“ er die Beziehung. Sie ist sehr betroffen, ganz unten, sie habe „ihren Richter verloren“, sie müsse mit dem „Selbstbeschiß“ endlich aufhören. Wenn sie einfach so Sex hat, wirft sie sich da nicht einfach weg? Ist das zu billig? Was meine ich dazu, schmeiß ich sie raus?

Sie entwickelt das „Racheprogramm“: Männer aufreißen, die möglichst attraktiv sind, dann zum nächsten gehen. Es müssen aber „wichtige, sozial höhergestellte, geschmacksverstärkte Männer“ sein.

Daneben stellt sie B., die Bekanntschaft aus dem Zug, „auf den Sockel“ (real ist er weit weg in einem anderen Land). Das macht sie zugleich frei, mit den anderen Männern „zu spielen“. Sich selbst sieht sie immer mehr als „Roboter, künstlich, verstellt“; sie könne es perfekt, ein Leben für die Anderen zu inszenieren, die tollsten Männer spielen mit. Ich sei der einzige, der nicht drauf reinfalle. Kann sie das jemals beenden?

Ein „Gangster“ hat ihr Vertrauen erschlichen, ihre Bankomatkarte gestohlen und ihr Geld abgehoben. Sie geht zur Polizei, hat zugleich Angst vor dem Mann, ist entsetzt, daß dieses „innere Spiel“ sie so im Griff hat, sie ja mit der ganzen Misere wieder bei ihrem Vater landete. Wird sie nächstes mal in ein Auto laufen?

Sex mit fünf Männern in einer Woche – sie ist „dankbar“, daß diese tollen Männer sie als „Verdamnte“ akzeptieren – dafür muß sie sie glücklich machen, macht sich aber zugleich doch moralisch schuldig!?

B. ist da! Wieder dasselbe Muster: sie muß sich total unterwerfen, dann könnte „es“ sein („es“ steht für den „totalen Orgasmus“, den „völligen Kontrollverlust“). Er ist eine Droge, füllt sie völlig aus; wo ist sie selbst da noch? Sie hofft, daß es doch nicht so toll sein wird. Dazwischen immer wieder die Angst, in ein Auto zu laufen, die Appelle an mich, „daß nix passiert“; ob sie eh nicht „psychotisch“ wird und ich sie dann einweise.

Sie hat ihren Vater befragt über seine Gefühle ihr gegenüber. Er ist „ganz sicher“, daß ihr gegenüber nie sexuelle Gefühle da waren. Auch war die

Mutter nie eifersüchtig. – Bei einer Selbstbefriedigung kommt ihr die „Situation mit vier Jahren“ wieder; dabei hat sie Angst, „es“ könnte doch „lustvoll“ für sie gewesen sein – „ist das verrückt“?

Mit B. ist es dann „sehr schön“, dann muß er wieder weg. Seither schickt er täglich SMS, ist „jetzt wirklich verliebt“ in sie. Kann sie dem trauen?

Versucht man, an den hier nur skizzenhaft dargelegten „Fall“ die Kriterien von Ziehe (siehe oben unter IV. a.) anzuwenden, so zeigt sich eine frappante Übereinstimmung. Das „schwächere Ich“ muß dieser jungen Frau attestiert werden. Es fällt ihr schwer, autonome Entscheidungen zu treffen, bis in ihre basalen Orientierungen hinein ist sie streckenweise tief verunsichert. (Was ist wirkliche Liebe? Kann sie den Gefühlsbeteuerungen der anderen Menschen trauen? Kann sie ihren eigenen Gefühlen trauen? Sind ihre Eltern „gute Eltern“ oder nicht?) Ziehe spricht andererseits von einem „hohen Ausmaß an struktureller Flexibilität“. Auch dies ist bei Frau S. sehr zutreffend. Ihre soziale Anpassungsfähigkeit ist außerordentlich, phasenweise gelingt es ihr ganz ausgezeichnet, ihre Triebwünsche den sozialen Herausforderungen ihrer Umgebung anzugleichen. Auch die „symbiotische Mutterbeziehung“ ist eindeutig gegeben. Die Mutter von Frau S. ist „ihre beste Freundin“, sie wird konsequent drei mal täglich angerufen, Frau S. kann mit ihr „wirklich über alles“ sprechen; wenn sie gemeinsam einkaufen gehen, ergänzen sie sich großartig, sie haben den gleichen Geschmack. Auch in ihrem Urteil über den Vater von Frau S. sind sie einer Meinung (Man kann ihn nicht ganz ernst nehmen, aber er hat keine Verantwortung für sein Tun.) Die Elternbeziehung von Frau S. demonstriert deutlich, dass von einer „unzureichenden Durcharbeitung der ödipalen Problematik“ auszugehen ist. Eine wirkliche innere Ablösung steht aus, die Konflikte mit dem Vater wirken heftig, aber eher hysterisch inszeniert. Ziehe spricht auch vom Vorherrschen von Befriedigungsformen, „die weniger libidinös, vielmehr durch narzisstische Gleichgewichtszustände gekennzeichnet sind“. Mit den Eltern „gemütlich fernsehen“ ist einer der Höhepunkte und stabilisierenden Ruhepunkte im Leben von Frau S. Aber auch mit ihren zahllosen Freunden und Freundinnen ist Harmonie extrem wichtig. Um diese zu garantieren, muß sie sich phasenweise völlig verausgaben, darf nicht Nein sagen, das wäre für die Anderen „eine Katastrophe“. Diesem Anspruch korrespondiert auch das „auf Omnipotenz zielende Ich-Ideal“. Nicht nur muß Frau S. immer alle zufriedenstellen, sie lebt auch in der Überzeugung, dass ihre Fähigkeiten andere Menschen zu verstehen, ihnen zuzuhören, absolut zwingend sind. Die anderen Menschen lieben sie dafür und brauchen sie ent-

sprechend dringend. Frustration würde die Anderen ins Nichts stürzen. Der „ungelöste ödipale Konflikt“, der als Folge eine „schwache Identifikation mit den postödipalen Elternrepräsentanzen“ zeitigt, offenbart sich bei Frau S. unter anderem in ihrer konsequenten Verleugnung. Sie kann zwar sehen, dass die Liebe ihres Vaters ihr gegenüber übertrieben und abnorm ist, zugleich ist sie ganz sicher, dass er sie „nie als Mann“ liebte. So wie sie ihre Unterwerfung unter seine tyrannischen Ansprüchen verleugnet, so gab und gibt es in ihrer Wahrnehmung auch nie eine Rivalität zwischen ihr und der Mutter. Man könnte von einer hysterischen Pseudo-Ödipalität sprechen, besonders in den Lebensphasen, wo Frau S. mit einem phallisch anmutenden Imponiergehabe mir ihre vielen attraktiven Männer vorstellt. So bleibt laut Ziehe ein „strenges archaisches Überich“ bestehen, mit dem reifere Identifikationen unmöglich sind. Die Folge sind „immense unbewusste Schuldgefühle, die aus der Verdrängung eskalierter Über-Ich-Konflikte“ stammen. Deutlich wird das im Leben von Frau S., wenn Zwänge und dahinterstehende Strafbedürfnisse übermächtig werden. Besonders heftig erlebt sie dies als Geständniszwang ihren Eltern gegenüber (sie darf vor ihnen keine Geheimnisse haben), der als direkter Abkömmling ihres „Kernkonflikts“ gesehen werden kann. Das von Ziehe behauptete „Verweigerungsverhalten, welches das Realitätsrisiko narzisstischer Kränkungen umgeht, um das verletzte Selbstwertgefühl zu schützen“ ist an Frau S. ebenfalls beobachtbar. Sie tut alles um echte Konflikte, besonders mit ihren Eltern zu vermeiden. Hinter der Sorge, das könne sie ihren Eltern nicht antun, das würde ihr Vater nicht aushalten, wird manchmal ihre eigene tiefe Angst spürbar, ihr eigenes Selbst würde zerfallen. In solchen Momenten wird ihre Angst so groß, dass sie massive Appelle an mich sendet. Ich möge ihr bestätigen, dass ihre Eltern nicht böse sind, dass es nicht notwendig für ihre Therapie sei, mit den Eltern auch „real“ in Konflikt zu gehen, dass sie trotz ihrer Ängste kein „hoffnungsloser Fall“ sei (ich sie nicht fallen lassen darf).

Auch einige der Faktoren, die Ziehe als „kulturelle Ursachen für den Wandel der Adoleszenz“ anführt, sind im sozialen Umfeld von Frau S. unschwer identifizierbar. Ziehe spricht von einer „Labilisierung der Elternfunktion“, die sich unter anderem in „kognitiven Verunsicherungen“ äußere. Die Eltern von Frau S. haben einerseits mehr oder weniger offen autoritäre Züge, besonders der Vater, diese werden häufig mit „Sachzwängen“ gerechtfertigt. (Die Tür zum Zimmer der Tochter muß offen bleiben, um den Vorraum gut zu beleuchten.) Abrupt wechselt dieser Verhaltensstil aber mit einem akzeptierend-partnerschaftlichen Verhalten, hinter dem

ein starken Harmoniebedürfnis seitens der Eltern steht. So werden etwa die rasch wechselnden Partnerschaften der Tochter wohlwollend geduldet, der jeweils aktuelle Mann ist immer sofort im Elternhaus willkommen, andererseits ist hinter der übertriebenen Fürsorglichkeit der Eltern deren Angst vor einer wirklichen Ablösung der Tochter unschwer zu erkennen.

Versucht man die Kriterien von Eriksons „Identitätsdiffusion“ an diesen „Fall“ anzulegen, so zeigt sich jenes „Schillern“, von dem Erikson in „Jugend und Krise“ immer wieder schreibt. In manchen Momenten scheint Frau S. in ihrer Beziehungsfähigkeit reif und kompetent, dann wieder diffus, ängstlich und desorientiert. Auch ihr „Werksinn“ (damit meint Erikson die Arbeits- und Leistungsfähigkeit) ist sehr schwankend. Sie studiert im großen und ganzen erfolgreich, allerdings ist ihre Prüfungsangst erheblich, ihre Nervosität und psychosomatische Beschwerden in Prüfungszeiten beträchtlich. Sie findet leicht lukrative Jobs, macht sich schnell unentbehrlich, verausgabt sich allerdings so stark, dass sie immer wieder in Erschöpfungszustände gerät. Wenn man versucht, die Psychodynamik von Frau S. mit den vier Positionsmöglichkeiten nach Marcia in Beziehung zu setzen, so zeigt sich ebenfalls „Diffusion“. Frau S. durchlebt zweifellos Phasen von echtem „Moratorium“, in welchen sie sich in neuen sozialen Rollen erprobt, ohne sich festzulegen. Andererseits gibt es an ihr auch Facetten von „Foreclosure“ (Identitätsübernahme). So bringt sie manchmal Werthaltungen mit, die übertrieben „erwachsen“ wirken und letztlich den Eindruck von Pseudo-Erwachsensein machen. Auch die Kriterien der „Identitätsdiffusion“ könnte man als zutreffend erachten. In den zentralen Lebensbereichen gibt es wenig Anlaß, von echter Identitätsfestlegung nach vorheriger Experimentierphase zu sprechen. Der von Marcia als Zusatzkriterium angegebene „Mangel an Besorgtheit darüber“ ist hingegen nicht so eindeutig. Immerhin ist Frau S. aus eigenen Stücken in Psychotherapie gekommen und hält an deren Notwendigkeit nun schon über zwei Jahre fest. Die Künstlichkeit ihrer Identität ist ihr auch selbst suspekt, die Angst vor der dahinterstehenden Leere lässt sie allerdings noch an dieser Prothese festhalten.

Wie steht es nun um die von Marcia angebotene Differenzierung des Diffusionsbegriffs? Er geht ja davon aus, dass unter gegebenen kulturellen Bedingungen „neue Formen von Diffusion“, eine „kulturell adaptive Diffusion“ sinnvoll und geradezu notwendig ist. (Marcia 1989, 290f.) In der sozialen Umgebung von Frau S. kann man dafür einige Anhaltspunkte finden. Nicht nur ihre Eltern, auch ihr Freundes- und Bekanntenkreis

verhalten sich ihrem Beziehungsverhalten gegenüber „diffus“, bei ihren engsten Freundinnen löst ihr lasziver Eroberungsstil eher Neid und Bewunderung aus. Wenn es ihr in einem sozialen Netz zu eng, zu bedrohlich wird, wechselt sie die Szene. Auch dieses Verhalten wird von ihrer Umgebung positiv konnotiert. Für ihre wechselnden Jobs ist ihre Anpassungsfähigkeit geradezu ideal: es ist ihr ohne größere Probleme möglich, in der Wahlkampfkampagne einer Partei die engagierte, politisch ambitionierte Studentin zu spielen, sich im Rahmen ihres Studiums bei einem Professor und seiner Studie als seine „Assistentin“ unentbehrlich zu machen, aber auch in einem Nachtclub erfolgreich die Bardame zu mimen. Auch dass sie in ihrer Sexualmoral und in ihrem Wertgefüge völlig diskrepante Haltungen „vorfindet“, irritiert sie selber oft stärker als ihre Umgebung, die immer alles „ganz normal“ findet und „Verständnis“ zeigt.

Abschließen möchte ich mit einigen Überlegungen von Julia Kristeva, die mir für die psychoanalytische Arbeit insbesondere mit Postadoleszenten sehr bedenkenswert erscheinen. Kristeva fragt in ihrer Studie über „Die neuen Leiden der Seele“: „Umgekehrt scheint die tägliche Erfahrung einen spektakulären Rückgang des Innenlebens zu demonstrieren. Wer hat heute noch eine Seele?“ (Kristeva 1994, 13) Kristeva findet im antiken Mythos von Narziß, entstanden am Endpunkt einer anderen Epoche, der klassischen Antike, eine Entsprechung für das Lebensgefühl des postmodernen Menschen. Sie nennt Narziß das „perverse Kind“, den „ersten modernen Anti-Helden“, dessen „trübes, morastiges und unsichtbares Drama die Ängste einer dahintreibenden Menschheit, die um ihre stabilen Bezugspunkte gebracht worden war, zusammengefaßt haben dürfte“. (Kristeva 1989, 362) So wird Narziß in Ovids Mythos als jemand beschrieben, der keinen eigenen Raum hat, der, sobald er erkennt, daß der Andere in der Quelle nur das Bild seiner selbst ist, aus Unfähigkeit, diese Eigenheit zu ertragen, Selbstmord begeht. Diesen Narziß erkennt Kristeva als den Prototyp heutiger Analysanden. „Die Analysanden leiden heute an der Abschaffung des psychischen Raumes. Narziß, dem es an Licht und an der Quelle mangelt, die sein eigenes Bild einrahmen könnte, Narziß, der in einer Kaskade falscher Bilder (von den sozialen Rollen bis zu den Medien) ertrinkt, und so um seine Substanz und seine Stellung gebracht wird: Diese modernen Figuren belegen, daß wir heute nicht mehr fähig sind, unseren primären Narzißmus aufzuarbeiten.“ (Kristeva 1989, 359)

Falls diese Analyse der psychischen Realität postindustrieller, unauthentischer, weil in Ununterscheidbarkeit gleichschwebender Verhältnisse von Realität und Virtualität, von Sein und Schein aufgehender Erlebensweisen

ihre zumindest tendenzielle Richtigkeit hat, dann steht auch für die Psychoanalyse Einiges auf dem Spiel. Kann die Psychoanalyse unseren heutigen Narzissen wirklich diesen eigenen Raum schaffen, den Vater wiederherstellen, mit der archaischen Mutter eine erträgliche Beziehung herstellen, dem unentwickelten Innen wenigstens ein Stück Souveränität geben? Kristeva schlägt einen anderen Weg für die Analyse vor. „Ich sehe in der Psychoanalyse eher die Wegbereiterin eines Ausbruchs aus diesem geschlossenen Raum als dessen Wächterin. Der alte psychische Raum, der mit Hilfe neurotischer Zustände mehr oder weniger abgestützte Projektions- und Identifizierungsapparat hält nicht mehr? Nun gut, dann vielleicht deswegen, weil ein anderer Modus des Seins, des Entseins, an seine Stelle zu treten versucht. (...) Er soll nur so tun, als ob, der Schein soll sich ruhig ernst nehmen, und die Sexualität soll genauso unwesentlich, weil genauso schwerwiegend sein wie eine Maske oder ein geschriebenes Zeichen – sieht von außen toll aus, ist aber nichts drinnen.“ (Kristeva 1989, 366)

Diese für am tradierten psychoanalytischen Modell eingestimmte Ohren wohl irritierenden Sätze sind als Provokation gemeint. Als Provokation, welche die Wahrnehmung des Psychoanalytikers sensibilisieren soll für eine Hilfestellung, die mehr ist als nur das Aufdecken der ewig gleichen Wahrheit des Unbewußten. Psychoanalyse unter aktuellen Lebensbedingungen soll den Analysanden dabei helfen, „(...) nicht mehr daran zu leiden, nur mehr Statisten ihres Lebens oder Splitter ihres im Fließen der Lust mitgerissenen zerstückelten Körpers zu sein. Ihnen also zu helfen, sich als instabile, offene und unentscheidbare Räume auszusagen und zu beschreiben.“ (Kristeva 1989, 366)

Literatur

- ADORNO, T.W. (1967): Negative Dialektik, Frankfurt a.M.
 – (1980): Minima Moralia. In: Ges. Schriften, Bd. 4, Frankfurt a.M.
 BAUMAN, Z. (1995): Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Frankfurt a.M.
 – (1997): Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen. Hamburg
 BECK, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.
 – (Hrsg.) (1999): Die Zukunft von Arbeit und Demokratie. Frankfurt a.M.
 BLOS P. (1973): Adoleszenz. Eine psychoanalytische Interpretation. Stuttgart
 BOHLEBER, W. (Hrsg.) (1996): Adoleszenz und Identität. Stuttgart
 – (1999): Psychoanalyse, Adoleszenz und das Problem der Identität. In: Psyche 53, 507–530

- BOLLAS, C. (1992): Being a Character. Psychoanalysis and Self Experience. London
 – (1995): Cracking up. The Work of the Unconscious. New York
- DORNES, M. (1999): Das Verschwinden der Vergangenheit. In: *Psyche* 53, 530–571
- ELROD, N./HEINZ R./DAHMER, H. (1978): Der Wolf im Schafspelz. Erikson, die Ich-Psychologie und das Anpassungsproblem. Frankfurt a.M.
- ERDHEIM M. (1983): Adoleszenz zwischen Familie und Kultur. Ethnopschoanalytische Überlegungen zur Funktion der Jugend in der Kultur. In: *psycho-sozial* 17, 1983, 104–116
- ERIKSON, E.H. (1964): *Einsicht und Verantwortung*. Stuttgart
 – (1965): *Kindheit und Gesellschaft*. Stuttgart
 – (1970): *Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel*. Stuttgart
 – (1973): *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt a.M.
- FLUSSER, V. (1994): *Vom Subjekt zum Projekt. Menschwerdung. Schriften Bd. 3, Düsseldorf*
- GRANOVETTER, M. (1982): The strength of weak ties: A network theory revisited. In: P. MARSDEN/N. NIN (Hrsg.), *social structure and network analysis*. (105–130). Beverly Hills
- HALL, S. (1994): Die Frage der kulturellen Identität. In: S.HALL (Hrsg.): *Rassismus und kulturelle Identität*. Hamburg
- HELFFERICH, C. (1994): *Jugend, Körper und Geschlecht. Die Suche nach sexueller Identität*. Opladen
- HINSHELWOOD, R.D. (1997): *Therapy or Coercion? Does Psychoanalysis Differ from Brainwashing?* London
- HORKHEIMER, M./ADORNO, T.W. (1969): *Dialektik der Aufklärung*. Frankfurt a.M.
- HORX, M. (1987): *Die wilden Achtziger. Eine Zeitreise durch die Bundesrepublik*. München
- JUGENDWERK DER DEUTSCHEN SHELL (1997): *Jugend 97: Zukunftsperspektiven, gesellschaftliches Engagement, politische Orientierungen*. Opladen
- KEUPP, H. (1988): Auf dem Weg zur Patchwork-Identität? In: *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis*, 20 (4), 425–438
- KEUPP, H./HÖFER, R. (Hrsg.) (1997): *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*. Frankfurt a.M.
- KEUPP, H. u.a. (1999): *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Hamburg
- KONDYLIS, P. (1991): *Der Niedergang der bürgerlichen Denk- und Lebensform. Die liberale Moderne und die massendemokratische Postmoderne*. Weinheim
- KRISTEVA, J. (1989): *Geschichten von der Liebe*. Frankfurt a.M.
 – (1994): *Die neuen Leiden der Seele*. Hamburg
- LASCH, C. (1982): *Das Zeitalter des Narzissmus*. München
- LIFTON, R. (1993): *The protean self: Human resilience in an age of fragmentation*. New York
- MARCIA, J.E. (1989): Identity diffusion differentiated. In: M.A. LUSZCZ/T. NETTELBECK (Hrsg.), *Psychological development across the life-span*. 289–295, North-Holland
- RORTY, R. (1989): *Kontingenz, Ironie und Solidarität*. Frankfurt a.M.

- SCHAFFER, R. (1976): Eine neue Sprache für die Psychoanalyse. Stuttgart
– (1992): Erzähltes Leben. Narration und Dialog in der Psychoanalyse. München
- SCHNEIDER, P. (1973): Neurose und Klassenkampf. Berlin
- SENNETT, R. (1998): Der flexible Mensch. die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin
- SIGUSCH, V. (1998): Die neosexuelle Revolution. Über gesellschaftliche Transformationen der Sexualität in den letzten Jahrzehnten. *Psyche* 52, 1192–1234
- SLOTERDIJK, P. (1983): Zur Kritik der zynischen Vernunft. Frankfurt a.M.
- WELSCH, W. (1995): Vernunft. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft. Frankfurt a.M.
- WIRTH, H.J. (1996): Adoleszenz als Chance und Risiko. In: *psychosozial* 64, 1996, Heft II, 9–26
- WURZBACHER, G. (1958): Leitbilder gegenwärtigen deutschen Familienlebens. Stuttgart
- ZIEHE, T. (1975): Pubertät und Narzißmus. Frankfurt a.M.
- (1987): Neue kulturelle Suchbewegungen. Nach dem Hedonismus. In: *SOWI*, 16, 247–254

Zusammenfassung

Läßt sich die These zeitgenössischer Soziologen, wonach der „neue Kapitalismus“ im Zeichen der Globalisierung einen neuen Prototypus des „flexiblen Menschen“ schafft, von der Seite psychoanalytischer Erfahrungen her bestätigen? Indem gerade in der Zeit der Adoleszenz von einem intensiven Zusammentreffen von „Individuum“ und „Gesellschaft“ auszugehen ist, wird der Frage nachgegangen, welche psychosozialen Auswirkungen Veränderungen unserer Lebenswelt auf die Tiefenstrukturen adoleszenter Identitätssuche zeitigen. Dabei werden kulturtheoretische Überlegungen mit der eher empirisch orientierten Jugendsoziologie sowie psychoanalytischen Konzepten zur Identitätsbildung in Beziehung gebracht und diskutiert.

Adresse des Autors

Dr. Gerhard Zenaty
Baumbachstr. 15/6
A-4020 Linz